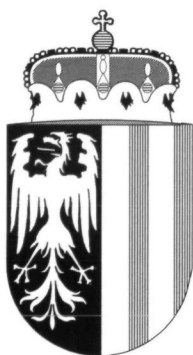


JAHRBUCH
DES
OÖ. MUSEALVEREINES
GESELLSCHAFT
FÜR
LANDESKUNDE

144. Band

1. Abhandlungen



Linz 1999

Inhaltsverzeichnis

Werner Pichler: Die Felsbilder des nördlichen Dachsteingebirges	7
Werner Pichler: Die Felsbildstationen Kollergraben und Hochkogel am Südhang des Schafberges	91
Gerhard Forstenpointner, Andrea Hassl, Alice Kaltenberger, Friedrich Kaltenberger, Stefan Karwiese, Iris Müller: Die Grabungen des Österreichischen Archäologischen Instituts im ehemaligen Benediktinerkloster („Schloß“) Mondsee. V. Interdisziplinäre Auswertung des Inhaltes einer neuzeitlichen Jauchenkiste	99
Willibald Katzinger: Wie man „Heiden“ produziert – Eine Entgegnung	153
Johann Offenberger: Bemerkungen zur Auffindung von Holzfässern im ehemaligen Kloster Mondsee	171
Margareta Vyoral-Tschapka: „Villa Nostra Pfaffenhoven Dicta“ – Der „alte Pfarrhof“ der Pfarre Gilgenberg am Weilhart (Mairhof Nr. 4)	179
Susanne Hehenberger: „...Ich bin mit diesem Knecht geschwistrigt Kinder...“ .Der Prozeß gegen Maria Stumvollin und Johann Scherb (Freistadt/Weinberg 1783) als Beispiel der Strafpraxis beim Delikt „Inzest“ im 18. Jahrhundert.....	199
Harry Slapnicka: Kunstgattung, Tatsachenbericht., Täuschung? Selbstbiographien aus Oberösterreich im 20. Jahrhundert	231
Hermann Kohl: Das Eiszeitalter in Oberösterreich Teil III: Das eiszeitliche Geschehen in den nicht vergletscherten Gebieten Oberösterreichs und die Entwicklung im Holozän	249
Manfred Schmitzberger: Jungsteinzeitliche Wildvogelfunde aus Ölkam/OÖ.	431
Nachrufe	439
Besprechungen	455

Jb. Oö. Mus.-Ver.	Bd. 144/I	Linz 1999
-------------------	-----------	-----------

Der Aufsatz von Georg Wacha in Band 143 (1998) des „Jahrbuchs“ hat ein großes Echo ausgelöst. Aus einer Vielzahl von meist sehr kritischen schriftlichen und mündlichen Stellungnahmen werden in der Folge zwei Beiträge abgedruckt, die von Seiten des Historikers (W. Katzinger) und Archäologen (J. Offenberger) die Problematik der von Wacha vertretenen Auffassungen beleuchten.

Die Redaktion

WIE MAN „HEIDEN“ PRODUZIERT

Eine Entgegnung von Willibald Katzinger

Im zuletzt erschienen (143.) Band vom „Jahrbuch des O.Ö. Musealvereins, Gesellschaft für Landeskunde“ publizierte ihr Präsident, der verdiente Kunst- und Kulturhistoriker Dr. Georg Wacha, unter dem Titel „Von Heiden im Land ob der Enns“ (S. 165–174) eine These, die im Widerspruch zur gängigen Forschung steht, und belegt sie mit einer Reihe von Argumenten, die seinem Urteil nach stichhaltig sind. Als Grundaussage äußert er darin die Meinung, dass es zur Zeit der Gründung des Klosters Mondsee in dessen Umgebung noch viele Heiden gegeben haben müsse. Er schließt dies aus dem Vorhandensein von sieben in die Erde versenkten Eichenfässern, die bei den archäologischen Grabungen seit 1986 aufgedeckt worden sind, und bei denen es sich nur um Tauffässer gehandelt haben könne.

Besonders die so genannten „dunklen“ Jahrhunderte unserer Landesgeschichte mit ihrer überaus dürftigen Quellenlage, welche noch dazu mit Fälschungen durchsetzt ist, fordern immer wieder die Fantasie der Historiker heraus. Ohne Mut zu „unkonventionellen“ Interpretationen werden sich wohl kaum neue Erkenntnisse gewinnen lassen. Besonders die erfahrenen Historiker mit umfassendem Wissen sind aufgerufen, durch entsprechende Assoziation aus dem reichen Fundus ihres wissenschaftlichen Oeuvres neue Perspektiven zu eröffnen. Dies sollte besonders dann gelingen, wenn Ausbildung und Lebenswerk mehrere Fachrichtungen umgreifen, wie dies bei Georg Wacha der Fall ist.

Neue Erkenntnisse werden sich aus den längst bekannten und bereits nach allen Seiten abgetasteten dinglichen und schriftlichen Quellen nur dann gewinnen lassen, wenn der Forscher von einer neuen Idee beseelt, durch Vergleichsbeispiele und Analogieschlüsse Sicherheit oder zumindest Wahrscheinlichkeit gewinnen will. Sehr nutzbringend erweist sich in solchen Fällen auch das kollegiale Gespräch in Fachkreisen, bevor man sich zur Publikation entschließt, um sich nicht in den Windungen und Schlingen der eigenen Gedanken zu verfangen. Unterläßt man den Diskurs, dann lauert

nämlich an jeder Ecke die Gefahr von Zirkelschlüssen, die vermieden werden könnten, zumal keinem Wissenschaftler eine Zacke aus der Krone fällt, wenn er auf seine Kollegen hört.

Wie immer man als Historiker zur These des deutschen Kulturhistorikers Heribert Illig über die so genannte „Phantomzeit“ stehen mag,¹ seiner Behauptung, dass so mancher Mittelalterhistoriker seine Quellen sehr locker und leichtfertig interpretiert, kann angesichts des hier zu besprechenden Beispiels bedauerlicherweise nichts entgegnet werden.

Besonders bei Analogieschlüssen ist allergrößte Vorsicht und Akribie bei der wissenschaftlichen Arbeit angebracht und nicht zuletzt sind die Regeln der Logik zu beachten, um nicht in die Grauzone der Amateurforscher abzugleiten, die allein deswegen nicht zu tadeln sind, weil ihnen eben die Grundlagen der Ausbildung fehlen. „Gelernte“ Historiker hingegen sollten ihre selbst auferlegten Regeln einer faszinierenden Idee wegen nicht über Bord werfen. Genau dies ist aber beim oben zitierten Artikel geschehen und nur deswegen fordert er zu einer Entgegnung geradezu heraus, denn er berührt die Arbeit der Forscher und das Fach generell.

Es geht also im Folgenden nicht um das Thema und auch nicht darum, die These Georg Wachas mit anderen Quellen und daraus gezogenen weiteren Analogieschlüssen zu widerlegen, sondern nur um eine Analyse seiner Vorgehensweise.

Für den Leser wird es zielführend sein, den Artikel Georg Wachas parallel zur Hand zu nehmen, um seine jeweiligen Aussagen so gründlich wie geboten zu studieren.

1. Die These

Im Zuge der archäologischen Grabungen auf dem Gelände des ehemaligen Klosters Mondsee fanden sich „sieben aus einem Eichenstamm gehauene Fässer, die, nach außen mit Ton abgedämmt, in den Boden eingelassen waren. Weitere Fässer jüngerer Zeitstellung – aus Dauben gefertigt oder in Ziegelgruben eingelassen (?) – wurden nördlich davon, innerhalb und außerhalb eines Stallgebäudes freigelegt“.²

Diese knappen Ausführungen des Ausgräbers Johann Offenberger gehen weder auf eine mögliche Nutzung dieser Fässer ein noch erlaubt er sich zunächst eine annähernde, geschweige denn eine genaue Datierung. Wissenschaftliche Aussagen im Rahmen archäologischer Grabungen bedürfen nämlich eines eingehenden Studiums sowohl der Funde als auch der Gra-

¹ Vgl. zuletzt: Wer hat an der Uhr gedreht? München 1999.

² Grabungsbericht von Johann Offenberger, JbÖÖMusVer 138, S. 121 f. zitiert nach Georg Wacha, Von Heiden im Land ob der Enns. In: JbÖÖMusVer 143, S. 168.

bungspläne und -protokolle. Diese Arbeit ist sehr zeitaufwendig und nicht zuletzt deshalb müssen die „Papierhistoriker“ oft sehr lange auf Grabungspublikationen warten.

Die hier erwähnten Fässer haben aber das Interesse des unermüdlichen Forschers Georg Wacha geweckt, der seit ihrer Entdeckung über ihren Zweck gerätselt hat, bis er im Lexikon des Mittelalters den Hinweis fand, dass im Pommern des 12. Jahrhunderts die Neubekehrten in Wasserfässern getauft worden sind, die in die Erde eingelassen waren. woraus er messerscharf schloss, dass dies auch in Mondsee nicht anders gewesen sein kann, denn „...die Hauptaufgabe der Mönche in einer solch verlassenem, wilden Gegend im Frühmittelalter war die Bekehrung der Heiden – die Fässer dienten zur Taufe“.³

Wir verfolgen seinen Gedankengang:

In Pommern wurden im 12. Jahrhundert „Heiden“ in Fässern getauft. In Mondsee gibt es Fässer. Deshalb muss es in Mondsee auch „Heiden“ gegeben haben, die in diesen Fässern getauft worden sind. Schriftliche Belege für diese These gibt es nicht, ja vieles spricht sogar eindeutig dagegen, aber das ist lediglich dem Mangel an Quellen zuzuschreiben. Wenn es nun Hinweise und Argumente gibt, die für diese Thesen sprechen, kann man diese These stützen. Man muss sie nur suchen und finden.

Bevor nun im Folgenden dargestellt wird, wie dies bei Georg Wacha geschieht, werden noch einige Fragen aufgeworfen, die sich aus der Logik der These einerseits und dem ihr zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Fundament andererseits zwangsläufig ergeben. Außerdem sei einleitend ein kleiner Exkurs zum Titel („Von Heiden im Lande ob der Enns“) gestattet.

2. 1. Zum Titel:

„Heide“ ist kein historischer oder religionswissenschaftlicher Begriff, sondern ein theologischer im Rahmen der christlichen Kirche.⁴ Bei den Moslems wird ein „Heide“ schon etwas präziser als Ungläubiger bezeichnet, was aber auch dort nur auf den eigenen Glauben bezogen ist. Beides ist objektiv falsch, weil der „Heide“ ja lediglich einen anderen Glauben hatte, wie immer der auch gestaltet gewesen sein mag. Wer also von „Heiden“ spricht, vollzieht lediglich die (vermutlich auch bereits veraltete) Lehrmeinung der Kirche, ohne selbst als Historiker Stellung zu beziehen. Er folgt damit ganz einfach einer Konvention, die am Ende des 20. Jahrhunderts allerdings nicht nur hinterfragt werden darf, sondern sogar geprüft werden soll.

³ Wacha, ebenda.

⁴ Vgl. dazu Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Sp. 73.

Die Verwendung des historischen Begriffes „Land ob der Enns“ für das Land Oberösterreich, welches hier wahrscheinlich gemeint ist, würde implizieren, dass die Epoche, die im Artikel zur Sprache kommt, jener Zeit angehört, in welcher der Begriff Verwendung gefunden hat. Dies trifft für das Frühmittelalter aber keineswegs zu. Zur Zeit der Gründung von Mondsee war ein „Land ob der Enns“ noch völlig unbekannt.

Stilistisch wird es sich wohl um ein „totum pro parte a posteriori“ handeln, da sich der vorliegende Aufsatz in regionaler Hinsicht nur um den Mondseeraum drehen kann. Der Inhalt gibt auch gar nicht vor, von ganz Oberösterreich zu handeln, da es wohl zu weit führen würde, für die in Frage kommenden Zeit das gesamte spätere Bundesland mit „Heiden“ zu bevölkern. In Frage kommt also nur jenes Gebiet, welches mit einem ebenfalls erst für später überlieferten Begriff als „Mondseeland“ bezeichnet wird.⁵

Diese Parenthesen zum Titel scheinen auf den ersten Blick spitzfindig zu sein, berühren aber bereits Fragen nach der Datierung, dem geografischen Raum und um welche „Heiden“ es sich nun gehandelt hat. Sie alle werden im vorliegenden Artikel (bewusst?) in Schwebe gehalten und nicht klar beantwortet.

Möglicherweise steckt im hypertrophen Titel aber auch nur die langjährige Erfahrung des Autors als Museumsdirektor, der genau weiß, daß gegenwärtig eine griffige Bezeichnung notwendig ist, um entsprechende Aufmerksamkeit zu erregen.

2.2. Zur Datierung:

Einen Hinweis zur Datierung der Eichenfässer gibt uns Georg Wacha mit der approximativen Zuweisung der aus Dauben gefertigten Fässer „jüngerer Zeitstellung“. Er glaubt, dass diese unter Abt Lantperht (816–829) angefertigt und eingegraben worden sein könnten, der in der historischen Überlieferung als besonders einsatzfreudig und tatkräftig geschildert wird.⁶

Die übrigen Fässer müssten demnach zeitlich vor Abt Lantperht liegen und damit plus/minus in die Zeit der Klostergründung und danach datiert werden. Davon haben wir im Folgenden also auszugehen, ohne dass dies von Wacha ausdrücklich gesagt wird.

Der Ausgräber (Johann Offenberger) hatte sich in chronologischer Hinsicht zunächst nicht festgelegt und auch keinerlei Hinweis darauf gegeben, daß die Fässer aus der Gründungszeit des Klosters stammen könnten.⁷ D.h. dass alle folgenden Argumente Georg Wachas auf einer weiteren, diesmal einer zeitlichen These aufbauen, keineswegs aber auf Fakten.

⁵ Georg Heilingsetzer. Das Mondseeland als historische Landschaft und seine Zentren Kloster und Markt, Das Mondseeland. Geschichte und Kultur. – Linz 1981, S. 16.

⁶ Wacha, Heiden, S. 170.

⁷ Vgl. aber nun seine Äußerungen in diesem Band, S. 171ff.

Eine andere wichtige Frage, die im Artikel Wachas nicht berührt wird, wäre die nach der Lage und ursprünglichen Umgebung der Fässer gewesen. Laut Kurzmitteilung des Ausgräbers liegen sie im (mittelalterlichen?) Wirtschaftsbereich⁸ des Klosters, jedenfalls nicht in der Kirche oder einer ihrer Vorgängerinnen. Ein Gotteshaus musste ja theoretisch bei der Klostergründung noch nicht gestanden sein, zur Zeit Lantperhts vermutlich aber doch. Sicher werden wir dies noch erfahren. Es ist auch nicht gesagt, dass das Sakrament der Taufe im 8. Jahrhundert unbedingt in einer Kirche oder in einem Baptisterium gespendet werden musste, aber für die Unterbringung der Fässer werden wir uns unabhängig von ihrer tatsächlichen Funktion doch einen geschützten Raum vorstellen dürfen, wenn auch zu dieser Frage die genauen Ergebnisse der Grabung noch abzuwarten sind. Der Wirtschaftshof scheint für diese nicht unbedeutende sakrale Handlung doch etwas zu profan.

Hätte man die Taufe jedoch im Freien vorgenommen, so wäre in 400 Meter Entfernung ein ganzer See zur Verfügung gestanden und es wäre kaum notwendig gewesen, extra Fässer herzustellen und in die Erde zu versenken.

Eine nächste Frage, die sich aufdrängt, aber im gegenständlichen Aufsatz nicht behandelt worden ist, zielt darauf ab, ob nach Meinung des Autors die Fässer nur zur „Heiden“taufe bestimmt waren, oder ob auch die Kindertaufe in ihnen vorgenommen worden ist, wie sie laut Lexikon für Theologie und Kirche damals durchaus schon üblich gewesen ist. Oder gab es in der Kirche ein anderes, zusätzliches Taufbecken und somit zwei Taufstellen in Mondsee?

Gesetzt den Fall, dass es tatsächlich mehrfach zu „Heiden“taufen gekommen ist, waren diese so zahlreich, dass man gleich sieben Fässer benötigte, in denen gleichsam synchron und wie am Fließband getauft worden ist? Das würde doch eine größere Anzahl von Massentaufen über einen längeren Zeitraum hinweg voraussetzen. Wenn dem tatsächlich so war, erhebt sich die Frage, ob sich die Ungetauften sogar vermehrt statt verringert haben, weil die Zahl der Fässer durch jene „jüngerer Zeitstellung“ sogar erhöht werden musste? Logisch wäre freilich eher das Gegenteil, weil ja sonst die von Georg Wacha postulierte Missionsarbeit der Mönche vergeblich gewesen wäre.

Ist es andererseits wirklich so, dass man mit Fässern ausschließlich die Arbeit von Gerbern und Färbern assoziieren kann, wie der Autor meint und zum Odeurvergleich z. B. in Fez (Marokko) anführt,⁹ das nun doch in einiger Entfernung zu Mondsee liegt! Wacha bezieht sich hier auf eine Bildunterschrift im Katalog¹⁰, welche jedoch diesen Gedanken als Vorschlag einbringt

⁸ Vom Ausgräber Johann Offenberger wird dieser Bereich auf einem beigelegten Grabungsplan als „romanisch“ bezeichnet (vgl. Anm. 2).

⁹ Ebenda, S. 168.

¹⁰ Siehe dazu unten S. 168.

und ihn deshalb in Klammern setzt und mit einem Fragezeichen versieht. Ganz nebenbei sei aus eigenem Augenschein bemerkt, was jeder Marokko-Tourist bestätigen wird, dass in Fez nicht in Holzfässern gefärbt und gegerbt wird, sondern in aus Lehm gemauerten Trögen!

Dennoch ist dem Autor darin zuzustimmen, dass in den Mondseer Fässern wahrscheinlich nicht gegerbt worden ist. Es hat außer ihm auch niemand ernsthaft (höchstens mit Fragezeichen) an solches gedacht.

Daraus aber den Umkehrschluss abzuleiten, dass in den Fässern demnach nur getauft worden sein kann, ist gelinde gesagt kühn. Wir wissen ja, dass Fässer im Mittelalter sowohl als Transportmittel als auch zur Lagerhaltung sehr multifunktionell verwendet worden sind, ob es sich nun um Bücher, Sensen oder Sauerkraut gehandelt hat, an geistige Getränke gar nicht zu denken! Damit soll es mit den unbeantworteten Fragen zur Funktion der Fässer und zur daraus resultierenden These sein Bewenden haben.

2. Die Argumente

Da sich die einzelnen Argumente Georg Wachas wahl- und abwechselungsweise um die drei Begriffe **Fass-Taufe-Heide** ranken, seien sie der Reihe nach angeführt, auch wenn die sachliche Zuordnung dadurch auseinander gerissen wird.

2. 1. Der hl. Kolumban¹¹

Einleitend argumentiert der Autor, dass um 611 auch der hl. Kolumban seine liebe Not mit den „Heiden“ hatte, als er in Bregenz am Bodensee Götzenbilder zerstörte und die Aurelia-Kirche wieder instand setzte. Sie werden übrigens mit den Alemannen identifiziert.¹² Von ihrer Taufe wird im Artikel nichts berichtet, von Fässern auch nicht. Assoziatives Verbindungsglied ist der Begriff „Heiden“. Unberührt und unerwähnt bleibt bei Georg Wacha die Divergenz in zeitlicher (ca. 150 Jahre) und geografischer (3-400 Kilometer) Hinsicht.

2.2. Der hl. Rupert von Salzburg¹³

Zeitlich und räumlich näher zu Mondsee und der Gründung des Klosters liegt das Leben und Wirken des hl. Rupert in Salzburg, der bekanntlich einige

¹¹ Ebenda, S. 165.

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda.

Zeit auch in Seekirchen gewirkt hat. Von ihm glaubt nun Georg Wacha annehmen zu können, dass er missionarisch tätig war und „Heiden“ getauft hat. Er schließt dies aus der Miniatur in einer Handschrift aus der Zeit um 1160, auf welcher der Bischof eindeutig bei der Vornahme der Taufe an einem in einem Fass stehenden, bärtigen Mann abgebildet ist. Neben dem Fass sind noch mehrere Taufkandidaten und Geistliche zu sehen.

Wacha billigt mit seiner Aussage der 400 Jahre nach Rupert entstandenen Abbildung mehr Glaubwürdigkeit zu als den wesentlich älteren schriftlichen Quellen, die von „Heiden“taufen in Salzburg nichts zu berichten wissen. Dieser Umstand wird von Wacha auch gar nicht verschwiegen, vielmehr weist er uns selbst darauf hin, dass die bairischen „Glaubensboten“ Rupert, Emmeram und Korbinian in ein bekehrtes Land gekommen sind, dessen Christentum aber „jung und von Häretikern und Heiden bedroht“ gewesen sei.

Als Argument *für* die Tauftätigkeit Ruperts wertet er den Umstand, dass genau diese Miniatur vom besten Kenner der Salzburger Frühgeschichte – nämlich Herwig Wolfram – als Illustration in seinem neuen Buch „Grenzen und Räume“ Verwendung gefunden hat. Im Text jedoch berichtet Wolfram nichts von einer größeren Missionstätigkeit. Vielleicht, so vermutet Wacha, spricht der Autor nicht „expressis verbis“, sondern „expressa imagine“. Wir kennen die Motive für die Bildauswahl Wolframs nicht, aber es könnte ebenso gut sein, dass es sich bei der Miniatur eben ganz einfach um eine der ältesten Abbildungen des hl. Rupert überhaupt handelt.

Warum diesem Bild nun so hohe Glaubwürdigkeit zukommen soll, erklärt der Autor damit, dass sich der Künstler am Ort des Geschehens (in Salzburg) 400 Jahre nach Rupert (vielleicht) noch besser und genauer erinnern konnte, als dies einer in der Barockzeit oder gar im 19. oder 20. Jahrhundert gekonnt hätte.¹⁴

Dem ist zwar nicht zu widersprechen, es hat's freilich auch niemand behauptet. Doch ist es müßig, diesbezüglich überhaupt Überlegungen anzustellen, weil die Miniatur mit 1160 ja eindeutig datiert ist. Spätere Überlieferungen stehen deshalb nicht zur Debatte und können zur Argumentation nicht herangezogen werden. Wacha behauptet, daß sich ein Salzburger Illustriator des 12. Jahrhunderts persönlich an die Ereignisse vor 400 Jahren erinnern konnte, oder daß es in Salzburg eine mündliche Überlieferung über „Heiden“taufen gegeben hat, die zwar im Widerspruch zur schriftlichen steht, aber dennoch glaubwürdiger sei als jene.

In abermaligem Widerspruch dazu schreibt Wacha selbst, dass der hl. Rupert (nur) „ein Reformer des bairischen Christentums an der Slawen- und Awarengrenze“ gewesen sei. Allerdings fügt er in freier Parenthese noch

¹⁴ Ebenda, S. 166.

hinzu, dass der erste Salzburger Bischof „den *bayrisch-alemannischen Raum* zwischen Chiemsee und Attersee organisieren“ sollte.¹⁵

Nun steht selbstverständlich fest, daß zur Zeit Ruperts zwischen Chiemsee und Attersee keine Alemannen zu finden waren. Wie kommt also Wacha dazu, diesen Raum wider besseres Wissen als bayrisch-alemannisch zu bezeichnen?

Die Erklärung scheint ganz einfach: Das Beispiel des hl. Kolumban am Bodensee lehrt, daß die Alemannen „Heiden“ waren. Auf der Salzburger Miniatur sind ganz offensichtlich „Heiden“ als Täuflinge zu sehen. Rupert hat sich ihrer angenommen. Er ist im Raum Chiemsee-Attersee tätig gewesen. Ergo muß dieser Raum auch „bayrisch-alemannisch“ gewesen sein. Damit haben wir den klassischen Fall eines Zirkelschlusses vor uns.

En passant und nur der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, dass das rupertinische „Taufass“ der Salzburger Miniatur frei steht und nicht in die Erde eingegraben ist.

2.3. Passau und der hl. Valentin¹⁶

Obwohl Georg Wacha eben noch davon überzeugen wollte, dass die Erinnerung an Ereignisse des Frühmittelalters in der Barockzeit nicht mehr frisch und verlässlich sein wird, worin ihm ja nicht zu widersprechen ist, auch wenn dieses Faktum für die Salzburger Miniatur gar nicht zur Debatte steht, stellt er als nächstes Argument ein Stadtbild von Passau aus eben dieser Barockzeit zur Debatte.

Darauf ist in durchaus üblicher, zeitlicher Synopsis der Einzug des frühmittelalterlichen hl. Valentin in die Stadt zu sehen, vor der Kulisse der barocken Dreiflüssestadt. Das abgebildete Ereignis basiert auf der Heiligenlegende, die allein deswegen besonders problematisch ist, weil die historischen Verbindungen des Heiligen zu Stadt und Bistum völlig unbekannt sind, ja wir wissen nicht einmal konkret, um welchen der vielen Valentine es sich gehandelt hat. Historisch weitgehend verbürgt ist nur, dass zur Zeit Herzog Tassilos III. die Reliquien des Passauer Valentin aus dem Einflussbereich des Langobardenkönigs Desiderius (Meran in Südtirol) an die Donau überführt worden sind. Die Legende selbst ist frühestens im 12. Jahrhundert bekannt geworden.

Der Inhalt des angesprochenen Bildes muss in die Zeit vor Desiderius (...) angesiedelt werden. Wacha bringt dafür die „Völkerwanderungszeit“ ins Gespräch und damit mehr oder weniger die Epoche vor der Mitte des 6. Jahr-

¹⁵ Ebenda.

¹⁶ Ebenda, S. 165.

hunderts. Da keine Quellen vorliegen, die anderes behaupten, kann man es dabei belassen. Es spielt angesichts der mehr als zweifelhaften Überlieferung auch gar keine Rolle. Beweise gibt's freilich keine.

Auf diesem Bild sind nun Menschen dargestellt, die um Götzenbilder tanzen, womit für den Autor klar ist, dass es sich um „Heiden“ gehandelt haben muß, die nun der Legende nach vom hl. Valentin zu bekehren waren. Wacha entdeckt ferner auf dem rechten Bildrand die über der Darstellung eines Teufelchens schwebende gotische Dreifaltigkeitskirche an der Ilz und meint, dass darin eine barocke Allegorie des Triumphes der Kirche über das Böse steckt und dass man in der Kirche eigentlich ein Baptisterium sehen könnte.

Schlimmer kann man historisch gar nicht mehr argumentieren, besser gesagt: fabulieren.

Worum es dem Autor offenbar geht, ist die Darstellung von „Heiden“ als Beweis dafür, dass es sie irgendwann einmal gegeben haben muss, was ohnedies niemand bestreitet.

Ganz abgesehen von der höchst bedenklichen Problematik, dass mit dieser Vorgangsweise die Themenwahl und Vorstellungswelt eines barocken Malers als historische Wahrheit anerkannt wird, ignoriert der Autor nicht nur den Umstand, dass zwischen der Völkerwanderung und der Gründung des Klosters Mondsee mehr als 200 Jahre verstrichen sind, zwischen dem vermeintlichen Ereignis und dem Auffinden der Legende weitere 400 Jahre und bis zur Darstellung des Gesamten insgesamt mehr als 1000 Jahre.

Er ignoriert ferner – und das ist nicht ohne Bedeutung – dass auf dem Bild gar keine Taufe dargestellt ist und auch keine Fässer, in denen sie vorgenommen wird. Folgt man der schwer nachvollziehbaren Fantasie des Autors, dann wurden die Passauer „Heiden“ der Völkerwanderungszeit nämlich in einem gotischen Baptisterium vom Stand der „Ungnade“ befreit, welches eigentlich eine Dreifaltigkeitskirche ist, keineswegs aber in einer Reihe von Fässern.

Somit könnte uns das Bild, wenn wir seinen Inhalt glauben wollten, im Grunde einen Hinweis darauf liefern, dass Georg Wacha's These falsch sein muß. Ähnliches trifft auch auf das nächste Argument zu.

2.4. Die von Bonifatius dem hl. Virgil aufgetragene Wiedertaufe:¹⁷

Es ist überliefert, dass der „Apostel Deutschlands“, der hl. Bonifatius, um 750 dem Salzburger Bischof Virgil und seinem Gefährten Sidonius aufgetragen hat, an jenen Menschen die Taufe neuerlich vorzunehmen, die mit

¹⁷ Ebenda, S. 165.

einer falschen Formel (... in nomine patria et filia et spiritus sancti ...) in die Kirche aufgenommen worden sind. Die beiden haben sich geweigert, diesen Befehl auszuführen und darin von Papst Zacharias Recht bekommen. D. h. dass niemand (wieder)getauft worden ist. Georg Wacha wollte mit dem Beispiel nur unterstreichen, welch große Bedeutung zu dieser Zeit der Taufformel beigemessen worden ist. Für seine These jedoch ist der Hinweis ohne jede Bedeutung, handelt es sich doch nicht um „Heiden“, sondern um neuerlich zu taufende Christen, und ist doch keinerlei Rede von Fässern. Überdies wurde eben nicht getauft.

So ist denn dieses Argument nicht brauchbar, obwohl endlich eine annähernd zeitliche und örtliche Vergleichbarkeit gegeben wären.

2.5. Der Mondseer Ausstellungskatalog¹⁸

Mit einem ausführlichen Zitat von Marian Karl Farka aus dem Mondseer Ausstellungskatalog bereitet der Autor auf seine nächsten Thesen vor: „Hand in Hand mit der bairischen Landnahme und Besiedlung ging die Christianisierung. Wichtige Stützpunkte waren die Klöster. Religiöse und politische Interessen verbanden sich bei ihrer Gründung.“ Diese Aussage Farkas` ist kurz und bündig und sie klingt vor allem logisch. Sie entspricht nur nicht der historischen Wahrheit soweit uns diese überhaupt bekannt ist. Wir wissen nämlich, dass die bairische Besiedlung des späteren Oberösterreich sukzessive erfolgt und mit einer „Landnahme“ etwa der Langobarden in Oberitalien nicht zu vergleichen ist. Eine solche setzt nämlich einen geschlossenen Stammesverband voraus und eine zeitlich eindeutig definierbare Aktion. Beides trifft für unser Gebiet nicht zu, zumal die Ethnogenese der Baiern nach wie vor unklar ist.

Wir wissen auch, dass die bairischen „Neusiedler“ keineswegs in einen bevölkerungsleeren Raum vorgestoßen sind. Vor allem aber ist uns seit der Aufdeckung etlicher bairischer Reihengräberfelder klar, dass unsere Vorfahren bereits im 6. Jahrhundert eingesickert sind und dass deshalb die Klöster sicher nicht (wichtige) Stützpunkte für die ursprüngliche Besiedlung gewesen sein können, weil sie erst im 8. Jahrhundert gegründet worden sind. Ob diese „Neusiedler“ bereits als Christen gekommen sind oder hier erst bekehrt wurden, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht trifft nach Zeit und Gegend verschieden einmal dies und dann jenes zu.

Unbestritten freilich ist, dass die Besiedlung im 8. Jahrhundert nicht gestoppt wurde, sondern bis ins 13. Jahrhundert fortgeschritten ist. Deshalb kann man mit der Behauptung einverstanden sein, dass die Klöster

¹⁸ Ebenda, S. 167 f. Dort auch das Zitat.

tatsächlich wichtige Zentren der Besiedlung geworden sind, aber eben erst nach ihrer Gründung.

Die nachfolgende Darstellung der Grabungsproblematik und vor allem der Hinweis Wachas, dass noch keine wissenschaftliche Auswertung der archäologischen Grabung im Druck vorliegt, ist allein deswegen überflüssig, weil sich ja sein gesamter Artikel erübrigen würde, wenn es anders wäre. Auch das oben gebrachte genaue Zitat aus dem Kurzbericht des Grabungsleiters Johann Offenberger bringt uns nicht sehr viel weiter, weil dieser ja keine vorläufige Datierung vorgenommen hat.

Die penible Aufzählung und Beschreibung der im Katalog aufscheinenden Fotos, auf denen die Fässer zu sehen sind, mit genauem Zitat der Bildunterschriften ist allein deswegen müßig, weil auf diesen Fotos ja wohl kaum eine Theorie oder These aufzubauen sein wird, wenn es ohnedies Grabungsprotokolle und den Lokalausweis in situ gibt. Sich auf die Fotos einzulassen, wäre reine Spiegelfechterei. Deshalb soll über diesen Exkurs Wachas, in den auch völlig überflüssig die Besucherzahlen der Ausstellung eingeflossen sind, hier keine weitere Druckzeile verloren werden.

Die folgenden Ausführungen über den Taufritus in der frühen Kirche und unter Karl d. Gr. können wir ebenfalls getrost als zwar gelehrtes, aber sehr unvollständiges Beiwerk betrachten. Wesentlich besser beraten ist man mit einem Blick ins Lexikon für Theologie und Kirche, wo man sehr viel mehr über die Geschichte der Taufe und ihren Ritus finden wird.¹⁹

Für die hier vorliegende „Fassthese“ ist jedoch beides irrelevant.

2.6. Der St. Gallener Klosterplan²⁰

Der Autor weist darauf hin, dass im oben genannten Plan in der Mittelachse der Westkirche eine kreisförmige „fons“ eingezeichnet ist, die er selbst ganz richtig als Taufbecken deutet. Wir wollen davon absehen, dass die Datierung dieses Planes (ca. 830) in der Literatur sehr umstritten ist, weisen aber doch darauf hin, dass es sich beim Klosterplan nach überwiegender Meinung der Forscher um einen theoretischen Idealplan handelt, der mit der historischen Wirklichkeit des Klosters St. Gallen nur wenig zu tun hatte. D. h. dass bei der Interpretation jedwede Vorsicht angebracht ist. Dessen ungeachtet deutet Wachas die „fons“ nach anderen Beispielen aus dem Lexikon des Mittelalters als Fass.

Auch hier hätte ein kurzer Blick in das bereits erwähnte andere Lexikon, nämlich dem für „Theologie und Kirche“ genügt, um zu wissen, dass in den verschiedenen geografischen Räumen verschiedene Materialien für Tauf-

¹⁹ Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Sp. 1310–1323.

²⁰ Ebenda. S. 169.

becken verwendet worden sind, darunter im Gebiet nördlich der Alpen selbstverständlich auch Holz.

Viel wesentlicher für unsere Frage ist der Umstand, dass sich die „fons“ des Klosterplanes innerhalb der Kirche befunden hat, nicht im Wirtschaftshof, und dass es sich nur um *ein* Taufbecken gehandelt hat und nicht um sieben.

2.7. Die Pommerntaufe²¹

Letzte Gewissheit für seine Theorie schöpft der Autor aus der überlieferten Tatsache, dass Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 für die Taufe der bekehrten Bevölkerung in Pommern Wasserfässer in die Erde graben ließ. Hier trifft alles zu, was für die These wichtig ist: Heiden, Fässer und Taufen.

Der Umstand, dass Pommern von Mondsee doch ziemlich weit entfernt ist, und dass der zeitliche Unterschied immerhin an die 350 Jahre beträgt, fällt für Wacha nicht stark ins Gewicht. Es fällt ihm auch nicht auf, dass von Wasserfässern und keineswegs von Tauffässern die Rede ist. Daraus schließen wir, daß die Fässer hauptsächlich anderen Zwecken gedient haben.

Dem Artikel des Lexikons ist nicht zu entnehmen, wo genau diese „Pommerntaufe“ stattgefunden hat. Wenn es sich um ein wasserarmes Gebiet gehandelt hat, dann findet das Vorhandensein von Wasserfässern eine völlig natürliche Erklärung. Denn selbstverständlich war es möglich, in Wasserfässern zu taufen.

Dem Autor geht es in diesem Beispiel aber auch darum zu zeigen, dass „Heiden“ in ihnen getauft worden sind. Sein (Zirkel)schluss lautet nun: Im Pommern des 12. Jahrhunderts wurden die Heiden in Fässern getauft. Wenn in Mondsee nun eingegrabene Fässer aus dem 8. Jahrhundert vorhanden sind, dann muss es sich um Tauffässer gehandelt haben. Wenn es Tauffässer gab, muss es auch Heiden gegeben haben, die darin getauft worden sind. Also gilt es als nächstes, im Mondseeland des 8. Jahrhunderts „Heiden“ zu suchen und zu finden.

2.8. Das Mondsee-Wiener Traktatfragment²²

In der ehemaligen Mondseer Bibliothek, die sich heute in Wien befindet, hat sich ein sonst nirgends überlieferter Traktat über die Bekehrung der Heiden erhalten, der als Bucheinband Verwendung gefunden hat. Es sind Bruchstücke davon aufbewahrt. Eine vorsichtige Datierung schlägt das späte 8. Jahrhundert als Entstehungszeit vor. Deshalb kommt als Autor der Mondseer Abt Hildeold von Köln in Frage, der auch Erzkapellan Karls d. Gr.

²¹ Ebenda, S. 170.

²² Ebenda.

gewesen ist. Von hier aus weiter schließend kann man (vielleicht) annehmen, dass der Traktat im Umkreis des Kaiserhofes entstanden ist. Wenn man von hier aus noch weiter kombinieren will – was der Autor aber unterlässt und nur zwischen den Zeilen andeutet – dann könnte der Traktat zu Aachen sogar für Mondsee und die dortigen „Heiden“ geschrieben worden sein, wie immer diese sich auch genannt haben mögen.

Selbstverständlich gibt es für sämtlich obige Behauptungen keinen einzigen stichhaltigen Beweis. Basis dieses scheinbar gelehrten Konstruktes ist ein kleines Stück Pergament, mehr jedoch nicht.

2.9. Der Missionsauftrag der frühen Klöster²³

Zwar hat der beste Kenner der Frühgeschichte Österreichs“ (= Herwig Wolfram) in einem persönlichen Brief an den Autor noch einmal bekräftigt, dass ein Missionsauftrag unter den frühen Klöstern nur für Innichen (gegründet 769) in Südtirol nachzuweisen ist, was aber nach Meinung Georg Wachas nicht unbedingt ausschließt, dass er für die übrigen Klöster nicht auch vorhanden gewesen ist. Dies trifft seiner Ansicht nach auch auf Kremsmünster zu, selbst wenn der oben genannte Fachmann sich eindeutig darauf festlegt, dass man es im bairischen Traungau im Jahre 777 nicht für nötig erachtet hat, „heidnische Slawen zu bekehren“.²⁴ Als Grund dafür können wir wohl annehmen, daß sie schon bekehrt gewesen sind. Diese grundlegende Aussage Wolframs wird in Fußnote 19 versteckt, damit sie im Text Wachas nicht weiter stört.

Dort findet der Argumentationsstrang mit dem archäologisch gut erforschten Molzbichl in Kärnten seine Fortsetzung, welches selbstredend auch mit slawischen „Heiden“ zu tun hatte, die früher oder später zu bekehren waren. Die von Salzburg ausgehende Slawenmission ist jedoch so gut erforscht wie möglich und braucht hier nicht weiter diskutiert zu werden. Das Kloster Mondsee hat damit freilich nichts zu tun, denn in dessen Nähe sind auch beim besten Willen keine Slawen aufzutreiben.

Da nun weder Baiern noch Slawen zu bekehren waren, gilt es für den Autor, nach anderen Völkern Ausschau zu halten. Dieser Umstand führt zu einem weiteren kleinen Exkurs Georg Wachas über das Leben und Werk seines akademischen Lehrers Erich Zöllner, der sich in den fünfziger Jahren ebenfalls mit der Frühgeschichte Österreichs beschäftigte, und damals in völlig anderem Zusammenhang darauf hinwies, dass es im Waldviertel noch immer Menschen gebe mit einem „angeblich awarischen Rasseneinschlag“. Auch im Burgenland seien noch Nachkommen der Awaren zu

²³ Ebenda, S. 171 f.

²⁴ Ebenda, S. 171, Anm. 19.

finden, die an den „Abweichungen im körperlichen Erscheinungsbild“ zu erkennen wären. Allerdings seien dies Angaben, hat Zöllner damals schon argumentiert, die – sollten sie auch zutreffen – „wenig besagen“.

Es muss in diesem Zusammenhang wohl nicht besonders darauf hingewiesen werden, dass sich die Anthropologie heute nicht mehr auf den Augenschein verläßt, und sich anderer Methoden und Argumente bedient, weil sie erstens genauer, zweitens wissenschaftlich korrekter und drittens weniger belastet sind.

In einer weiteren hier zitierten Arbeit setzte sich Zöllner u. a. mit der Frage auseinander, wo das frühmittelalterliche Noricum zu suchen sei und ob es um 600 einen byzantinischen Versuch zur Reorganisation des Reiches in diesem Gebiet gegeben habe. Beide Probleme haben mit „unseren“ Mondseer „Heiden“ natürlich nichts zu tun. Aber anscheinend schadet es eben nie, eine österreichische Kapazität unter den Historikern zitiert zu haben!

Sobald dies nämlich geschehen ist, lässt sich umso leichter wieder eine als Frage formulierte Vermutung einstreuen, nämlich: „Ob das oberösterreichische Seengebiet für die Ansiedlung der Awaren herangezogen wurde?“ Denn schließlich – so Wacha – weist Mitscha-Märheim (eine weitere Kapazität) darauf hin, dass in Krungl bei Mitterndorf in der Steiermark in einem slawischen Gräberfeld eine awarische Gürtelgarnitur gefunden worden ist. Ferner hat Eduard Beninger Funde auch in Micheldorf gemacht.²⁵ Dass beide Fundstellen nicht im oberösterreichischen Seengebiet liegen, sollte nach Ansicht des Autors wohl vernachlässigbar sein. Wichtiger ist ihm, dass im Ortsnamen Krungl der sogenannte „awarische Ring“ steckt, wie übrigens auch im ungarischen Győr! Auch wenn beides stimmt, ist es aufgrund fehlender zeitlicher Einordnung und vor allem wegen der geografischen Divergenz für die „Fassthese“ ohne jegliche Bedeutung.

Was nun Zöllner zu den verstreuten Resten der Awaren wirklich vermutet oder geäußert hat, sagt uns der Autor nicht. Aber „es“ wurde angeblich von einer dritten Kapazität, nämlich Othmar Hageneder, mündlich tradiert, der in einem Brief an den Autor auch noch orakelhaft meint, dass „die mentale Besonderheit, die man den Bewohnern des Salzkammergutes zuschreibt, (...) dann aus einer awarischen Grundsicht zu erklären sein (würde)“. Freilich nur dann, wenn es wirklich Awaren rund um Hallstatt, Ischl und Ebensee, aber auch um Mondsee gegeben hätte. Leider ist der Brief Hageneders nur auszugsweise zitiert. Der Leser vermag deshalb nicht zu erkennen, dass Wacha seinen manchmal einem hintergründigen Humor nicht abgeneigten Kollegen wohl gründlich mißverstanden hat, wie dieser in einem persönlichen Gespräch mit dem Autor glaubhaft versicherte.

²⁵ Zitiert nach Wacha, Heiden, S. 173. der ein Zitat Mitscha-Märheims über eine Arbeit Beningers zitiert!

Georg Wacha, der nichts unversucht ließ, und u. a. Zöllners langjährige Assistentin und Nachfolgerin Heide Dienst befragt hat, ob in dessen Nachlass solche Ideen zu finden seien, muss schließlich in dieser Frage kapitulieren und sagt selbst, dass er seinen Lehrer nicht zur Stützung seiner Hypothesen heranziehen kann und deswegen eher auf die mündliche Tradition angewiesen ist, um dann fast trotzig anzufügen: „Aber möglich wäre es doch“.

Worin ihm wieder Recht zu geben ist. Möglich wäre es, aber eben nicht wahrscheinlich und schon gar nicht belegbar.

Rekapitulieren wir: Der Autor benötigt „Heiden“, um beweisen zu können, dass die Mondseer Fässer Tauffässer, ja sogar „Heiden“tauffässer gewesen sind. Die Baiern sind bereits christianisiert. So steht es in den Quellen. Sie kommen nicht in Frage. Verstreute Reste und Häretiker sind vom hl. Rupert getauft worden. Dies beweist nach Ansicht des Autors eine bildliche Darstellung aus dem 12. Jahrhundert. Damit sind auch sie aus dem Rennen. Ergo muss sich der Autor nach anderen Völkerschaften umsehen. Die Slawen kommen nicht in Frage, weil über ihre Missionierung ganz einfach bereits zu viel bekannt ist. Wer bleibt also, wenn man es nicht zu genau nimmt, in zeitlicher und räumlicher Nähe über? Die Awaren! Wohin wären diese schließlich nach den Niederlagen gegen Karl. d. Gr. verschwunden? Ins oberösterreichische Seengebiet! Möglich wäre es.

Allein, die Sache hat mehrere Haken: Zunächst müssen Archäologie und Ortsnamenforschung ihre Hilfestellung verweigern, denn Awaren lassen sich bis heute im Mondseeland nicht nachweisen. Deshalb werden werden bei Wacha Krungl bei Mitterndorf und Micheldorf flugs ins oberösterreichische Seengebiet verlegt (ein wenig wird man ja schummeln dürfen!). Da fällt es dann gar nicht mehr ins Gewicht, wenn die awarischen Einzelbestattungen im slawischen Umfeld nicht datierbar sind, und wenn aus der Anwesenheit einzelner Awaren keineswegs auf eine awarische Besiedlung in diesem Gebiet geschlossen werden kann.

Sollten jedoch wider aller historisch gesicherten Erkenntnis Awaren im Salzkammergut angesiedelt worden sein, dann wohl erst nach ihren Niederlagen gegen den großen Karl. Dies würde aber bedeuten, dass das Kloster Mondsee sozusagen prophylaktisch gegründet und fakultativ mit einem Missionsauftrag versehen worden ist, der dann 50 Jahre später tatsächlich zum Tragen gekommen ist. Wie immer dem auch sei. Fest steht, dass in diesem Fall selbst die Fässer auf „Heiden“verdacht hin eingegraben worden wären, weil man sie ja vorerst nicht benötigt hat.

3. Zusammenfassung

Abschließend seien die einzelnen Facetten in der Vorgangsweise des Autors noch einmal zusammenfassend dargestellt.

3. 1. Die Behandlung der Zeit:

Es spielt für den Autor keine Rolle, ob sich die Vergleichsbeispiele vor oder nach der Gründung des Klosters Mondsee abgespielt haben, Jahrhunderte vergehen wie im Flug (150 Jahre im Falle des hl. Kolumban, ca. 400 Jahre beim hl. Rupert und Bischof Otto von Bamberg, 200, 600 bzw. 1000 Jahre beim hl. Valentin und immerhin noch ca. 50 Jahre bei den Awaren). Wenn nötig, wird ein zeitlicher Ansatzpunkt bar jeder historischen Untermauerung erfunden (z.B. bei den Fässern „jüngerer Zeitstellung“).

3.2. Die Oberwindung des Raumes:

Der Autor geht über regionale Unterschiede besonders generös hinweg. Mondsee und Bodensee sind ihm eins, ebenso Salzburg und Passau. Nach Pommern scheint es nur ein Katzensprung zu sein und Marokko ist nicht fern. Wenn nötig werden historisch-geografische Räume kurzerhand neu definiert (z.B. der baierisch-alemannische Raum zwischen Chiem- und Attersee und das oberösterreichische Seengebiet, welches in einem Atemzug mit Győr in Ungarn genannt wird).

3.3. Vom scheinbaren Primat der bildlichen Quellen:

Abbildungen wie die Miniatur vom hl. Rupert und das Ölbild mit dem hl. Valentin werden unabhängig von ihrer Entstehungszeit in ihrem historischen Wahrheitsgehalt über die zeitgleichen schriftlichen Quellen gestellt.

3.4. Die Verwendung von Scheinargumenten:

Besonders raffiniert ist das Erfinden von Argumenten, um mit ihrer Auflösung die These selbst aus der Schusslinie zu bringen. Diese Vorgangsweise wählt der Autor beim Verwendungszweck der Fässer. Er bezieht sich dabei auf einen nur en passant gebrachten und mit Fragezeichen versehenen Vorschlag in einer Bildunterschrift des Mondsee-Kataloges und stellt ihn groß heraus. Damit baut er einen Popanz auf, der mühelos zu entlarven ist, um dann umso leichter seine eigene These ins Spiel bringen zu können, die dann auf jeden Fall besser klingt. Ein wahrhaft raffinierte Dialektik! Ähnlich geht er übrigens bei der Begründung bezüglich der Authentizität in der Darstellung des hl. Ruperts vor, wo er behauptet, dass das Erinnerungsvermögen nach 400 Jahren noch besser sei, als nach 1000 oder 1300 Jahren. Auch hier stellt sich die Frage gar nicht, weil die Miniatur genau so wenig aus der Barockzeit wie aus dem 19. oder 20. Jahrhundert stammt. Zu fragen ist lediglich, ob die Erinnerung zur Zeit Bildherstellung noch wahrscheinlich war.

3.5. Die Beweisumkehr:

Die dahinter steckende Grundüberlegung: Wenn schriftliche Quellen eine Aussage treffen, die mit meiner These nicht übereinstimmt, dann vielleicht nur deshalb, weil sie das Gegenteil verdecken wollen. Diese Überlegung hat beim Argument der Wiedertaufe unter Virgil Platz gegriffen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, im quellenfreien Raum etwas zu behaupten, ohne auch nur ein einziges Argument anführen zu können, wie bei der Ansiedlung der Awaren. Es liegt nun bei allfälligen Gegnern, ihrerseits den Gegenbeweis anzutreten, was ihnen schwer fallen wird, weil sie natürlich ebenfalls über keine Quellen verfügen.

3.6. Das Gewicht der historischen Autoritäten:

Besonders schlau ist es, immer wieder Autoritäten zu zitieren, auch wenn man das genaue Gegenteil von ihnen behauptet, ohne ihnen „*expressis verbis*“ zu widersprechen oder sie gar eines Fehlers zu zeihen. Damit hat man ihnen erstens die Reverenz erwiesen, so daß sie weitgehend ruhig gestellt sind, und zweitens reiht man sich mit dieser Vorgangsweise selbst in den Olymp der historisierenden Größen ein.

4. Schluss und Auflösung

Nach mündlich eingeholter, gern und offen mitgeteilter, und vor allem nicht unmaßgeblicher Meinung und Interpretation des Ausgräbers Johann Offenberger stammen die ältesten Fässer Mondsees aus der Zeit der (Spät)romanik, also ungefähr jener Zeit, als Bischof Otto von Bamberg die Pommern taufte und dem hl. Rupert zumindest bildlich eine neue Funktion als „Heiden“täufer zuge„malt“ wurde. Die jüngsten reichen in die Epoche der Renaissance.²⁶

Mit dieser lapidaren Mitteilung – wäre sie nur eingeholt worden – hätte Georg Wacha sich die vielen scheinbar gelehrten Spekulationen, uns dann überflüssige Arbeit bei der Analyse, und dem Leser müßigen Zeitaufwand erspart.

²⁶ Vgl. seinen Beitrag in diesem Band.